Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 77 (1983)
Heft: 1

Artikel: Maria-Elsa : aus einem Vorort Santiagos
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143023

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Maria-Elsa

Aus einem Vorort Santiagos

«Magnificat» und «Widerstand auf allen Ebenen»

Unauffällig sah sie sich um, als sie auf die Straße trat. Das Auto, welches tage- und nächtelang auf der gegenüberliegenden Seite gestanden hatte, war heute nicht da. Warum wohl? Man gewöhnt sich, die unmöglichsten Fragen selbst zu stellen.

Maria-Elsa sah sehr müde aus, krank, dennoch mit ihrem eigenen, erstaunlich entschlossenen Gesicht. Sie hatte eben noch in der Bibel gelesen, hatte von neuem jene Kraft gespürt, in sich aufgenommen, wie Nahrung: «Magnificat», der Lobgesang Marias. Dieser Text, der ihr so gut gefiel, weil er ihre Gesinnung, ihr Leben selbst interpretierte und wiedergab. Ein Lobgesang, den man zu einem Lob«gesang» herabgewürdigt hat, den man so schön «singen» kann, daß man nicht mehr auf seinen Inhalt achten muß und er an Bedeutung verliert. Ist das etwa gar die Absicht? Für Maria-Elsa jedenfalls nicht.

Mit diesen Gedanken geht die Frau durch die Straße, überquert die Hauptstraße und steigt auf der andern Seite eine Treppe hoch.

«Stürzt die Mächtigen vom Throne, und erhöht die Niedrigen . . .» Wann wohl? Wie? Werde ich es noch erleben? Hat es vielleicht sogar direkt mit mir zu tun, wenn dies geschehen soll?

Ja, wirklich! Maria-Elsa weiß es. Und sie ist daran, ihr Wissen über die Wirklichkeit und deren Zusammenhänge immer mehr zu vertiefen, um es dann an andere Frauen des Viertels weiterzugeben.

Sie selbst, eine Frau aus dem Volk, die wie alle andern weiß, was Leiden bedeutet, und die Not kennt. Geldsorgen für Brot, Wasser, Licht, für Kleidung, für Schulhefte, nur hie und da mal Fleisch auf dem Tisch, die kalten Winternächte. Und bei all dem die harte Repression, die lauernde Gefahr an jeder Ecke, in jeder Nachbarin: Mißtrauen, das einem eingepflanzt wird, zum Verzweifeln.

Aber der Gedanke an die Gerechtigkeit hält sie aufrecht. Maria-Elsa hat Flugblätter in ihrer Tasche. Sorgsam unter Wollknäueln versteckt. Es sind einige Anweisungen, Erläuterungen, Erklärungen an die Frauen ihres Viertels.

Sie tritt in die Werkstatt ein. Es ist dunkel und kalt. Noch ist niemand da. Sie holt den kleinen Oelofen aus der Ecke hervor und zündet den Docht an. Er ist kalt und es macht Mühe. Doch allmählich entzündet sich der Docht ringsum, die Flamme wächst und wird hoch, spendet Licht und Wärme. Allmählich . . .

Sie sinnt nach, beinahe stolz lächelnd: allmählich . . . . . der den glimmenden Docht nicht löscht . . . Jesaja hat recht.

Maria-Elsa setzt sich auf die Bank und wartet. Draußen gehen zwei Polizisten vorbei, ausdruckslose Gesichter.

So wartet sie auf Marisol, die junge Ordensschwester, um mit ihr die Papiere noch einmal durchzugehen! Widerstand — in allen Vierteln — auf allen Ebenen — in allen Formen — Grundsatzerklärung der Frauen in bezug auf die Grundschule der Kinder und die ärztliche Betreuung — Formen der Unterstützung für die Obdachlosengruppe.

«*Den Obdachlosen wird es offenbart*»

Die tägliche Grausamkeit, die diese Menschen erfahren, hat ihnen gezeigt, daß es da, wo ihre elementarsten Rechte mit Füßen getreten werden, wo sie verhöhnt und angepöbelt werden, innerhalb dieses Systems keine Hoffnung mehr für sie gibt. Das System ist daran, zum letzten Schlag auszuholen, die Hoffnung zu töten. Doch es gelingt nicht. Wenn alle Wege verschlossen sind, einer bleibt offen: der Widerstand. Und dazu haben sich die Obdachlosen entschlossen. Die Türen der Ministerien sind verriegelt, Bitten und Bittschriften werden nicht mehr entgegengenommen. Doch der urchristliche, biblische Weg bleibt offen: der Weg der Hoffnung, der Weg des Widerstandes. Ein harter, schmerzlicher, gefährlicher Weg. Jedoch der einzige, der mit der christlichen Botschaft noch ernst machen kann.

Wer wird dies verstehen können? Die Armen, die Ausgestoßenen, die Obdachlosen! «Was den 'Gescheiten' verborgen bleibt, den Kleinen und Bescheidenen wird es offenbart.»

Marisol tritt in die Werkstatt. Maria-Elsa lächelt. Sie war in Gedanken versunken gewesen.

Die beiden Freundinnen beginnen, die Papiere noch einmal durchzusehen und sich auf die Sitzung vorzubereiten. Sie erwarten ungefähr zwanzig Frauen. Wenig vielleicht, doch sie wissen, daß mit wenigen etwas Großes entstehen kann, wenn sie sich Mühe geben, Vertrauen haben, Vertrauen ausstrahlen, und vor allem Hoffnung. Hoffnung — immer wieder dieses Wort, das viel mehr ist als nur ein Wort!

Marisol bemerkt nachdenklich: «Eigentlich müßten wir viel weiter unten ansetzen in unseren Gesprächen und Sitzungen. Wir müßten über Wirtschaft sprechen, über Wirtschaftspolitik, über die Wurzeln dieses Systems, über die (oft verborgenen und geleugneten) Hintergründe dieser Ungerechtigkeit, die unser Volk tagtäglich zu spüren bekommt. Wir müßten darüber sprechen, was die Gründe der Ausbeutung sind, wie Ausbeutung entsteht. Was Kapitalismus ist, warum Kapitalismus notwendigerweise in diese Situation der Misere führt.»

«Wir wollen den Kurs so einfach wie möglich gestalten», sagt Martin, der Priester, «die Frauen sollen alles verstehen können und

sollen fähig sein, daheim mit ihren Männern darüber zu sprechen. Wirtschaft ist einfach zu verstehen. Man kann es kompliziert ausdrücken, doch im Grunde ist es einfach. Zudem wird unser ganzes Leben von der wirtschaftlichen Situation geprägt. Die Verhältnisse im Produktionsprozeß beeinflussen, prägen, machen zu einem großen Teil den Ueberbau des Gesellschaftssystems aus, all das, was an Gesetzen, Ideologien, Religionen uns aufoktroyiert wird. Darüber müssen wir sprechen.»

Maria-Elsa schüttelt pessimistisch den Kopf: «Wer von uns kann das schon, und was interessiert das schon die Frauen, welche ihren Kindern schon lange nichts Rechtes mehr zu essen auftischen können. Die Hälfte der Ehemänner ist arbeitslos, die andere Hälfte verdient weniger als das Minimum. Sie quälen sich, weil kein Geld da ist für Kleidung, für die Schuluniform, und die Kinder nur schon deswegen nicht einmal mehr zur Schule können.»

Marisol pflichtet ihr nachdenklich bei, fügt aber hinzu: «Einen Weg muß es doch geben.»

«Eben», lächelt Martin und zieht an seiner Zigarette.

«Gib mir auch eine», bittet ihn Maria-Elsa.

Martin, schalkhaft lächelnd, beginnt: «Da war doch einmal ein Mann, der saß auf einer Wiese, zusammen mit fünftausend Menschen. Und als sie nichts zu essen hatten und verzweifelt begannen zu klagen, da nahm er fünf Brote und zwei Fische, segnete sie, brach sie und begann zu teilen. Ebenso machten es alle andern. Und es geschah etwas, was sie dann Wunder nannten.»

«Ja, aber das war Jesus.»

«Gut, eben, wir nennen ihn Sohn Gottes. Und was machte er? Er zeigte den Menschen, daß sie sich um Wirtschaft kümmern sollten, um Wirtschaftspolitik. Er organisierte sie, ließ sie in Gruppen lagern, und zu seinen Jüngern sagte er: 'Gebt ihnen zu essen! Kümmert euch um sie! Studiert die Zusammenhänge zwischen Produktion und Verteilung. Haltet euch da nicht abseits, denn ihr seid verantwortlich für die Menschen. Sprecht nicht über Dinge, welche die Menschen nicht interessieren. Bürdet ihnen nicht Lasten auf mit Gesetzen und Ritualen, sondern kümmert euch um das Leben, denn ihr seid verantwortlich für das Leben. Dazu bin ich gekommen, daß sie das Leben haben, und es in Fülle haben.'»

Leise und überzeugt lächelnd, zieht Martin wieder an seiner Zigarette: «Evangelisierung ist Politisierung, und Politisierung ist Evangelisierung. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Es sei denn, man verrate Jesus und seine Botschaft.»

Da senkt Martin traurig seinen Blick und es ist ganz still im Raum.

Die Sozialisierung der Produktionsmittel — ein entscheidender Schritt hin zum Reich Gottes

Anderntags zeigt Julio, der Sohn Maria-Elsas, einige skizzenhafte Aufzeichnungen in seinem Heft:

— Rohstoffe, Minerale, aus der Erde gewonnene Stoffe werden verarbeitet.

— Damit dies geschehen kann, braucht es Maschinen, Einrichtungen, Gebäude. Nennen wir dies alles: Produktionsmittel.

— Und damit das Produkt entsteht, braucht es Arbeitskräfte. Die sind nicht einfach da, sondern der Arbeiter verkauft seine Arbeitskraft an den Unternehmer.

— So arbeitet und schuftet er, und doch reicht es zu nichts. Er spürt nicht, daß der Unternehmer ihn viel länger arbeiten läßt, als für seinen Lohn notwendig wäre.

— Der Unternehmer behält den Mehrwert des Produktes für sich. Er beutet den Arbeiter aus und zahlt den Lohn unter dem eigentlichen Wert der Arbeit. Er scheut sich nicht, sogar Kinder einzustellen. Nennen wir es «Ueberausbeutung».

— Aus dem Mehrwert entsteht für den Unternehmer der Gewinn. Sein Kapital wächst und wächst.

— Mit der Zeit schließen sich große Firmen zusammen, verbinden sich mit Banken und andern Unternehmungen. Das Kapital einiger Großer und Mächtiger wird immer stärker und bedrohlicher.

— Die Arbeiter können immer weniger kaufen. Es kommt zu einer Krise. Und woher rührt sie? Davon, daß die Produktionsmittel in den Händen privater Unternehmer sind und die Arbeiter ausgebeutet werden.

Das Alte Testament spricht darüber in den Psalmen und in den Büchern der Propheten. Der Reiche wird der Ungerechte genannt. Ein und dasselbe Wort, weil es ein und dieselbe Sache bezeichnet. Doch die Bibel lehrt auch: So soll es nicht sein unter euch. Der Mensch ist geschaffen in Würde und Freiheit, und als solcher soll er leben, in einer Gesellschaft ohne Klassen, ohne die Unterschiede von reich und arm, ohne Reiche, die reich sind, weil sie die Armen arm machen.

Wenn die Produktionsmittel eines Tages in die Hände der Arbeiterklasse übergegangen sind, werden wir einen wichtigen, den entscheidenden Schritt hin zum Reich Gottes getan haben.

Doch ohne Kampf geht das nicht. Jesus wußte es. Daher hat er zum Kampf ermutigt, hat neue Hoffnung gegeben und sich selbst dazu entschieden: «Glaubt ja nicht, ich sei gekommen, um einen faulen Frieden zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten zu stiften, sondern ich bringe das Schwert.

Feuer werfe ich auf die Erde und habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß es brenne.»

Gebet für die Freiheitskämpfer

Inzwischen war Ricardo, der Mann Maria-Elsas, heimgekommen. Schweigend setzte er sich an den Tisch und hörte zu. Maria-Elsa nahm die Teekanne vom Feuer und goß Tee in die Tassen. Sie warteten auf Monika, die Tochter, welche jeden Augenblick aus der Schule heimkommen sollte. Dann legte Maria-Elsa andächtig ein Brot, das sie selbst gebacken hatte, in einem weißen Tüchlein auf den Stuhl, nahe beim Feuer. Eine feierliche Stimmung entstand in diesem bescheidenen Raum. Dann trat Monika in die Tür, grüßte mit einem Kuß alle Anwesenden und setzte sich auf einen Stuhl, mit der Hand langsam ihr Haar aus der Stirne streifend. Es war zerzaust, draußen regnete es.

Martin, der Priester, begann zu beten: «Schau nicht länger zu, daß auf dieser Welt Menschen gefoltert und Kinder getötet werden, daß wir einander das Licht wegnehmen und die Erde schänden. In unserem Gewissen wecke Zorn und Scham, damit wir umkehren, zurück zu deinem Wort. Den Freiheitskämpfern, den Guerillas, gib Mut und Tapferkeit, gib ihnen Ausdauer, daß sie auf ihren Posten bleiben, beharrlich, und den Weg nicht verraten, der dein Weg ist, den dein Sohn uns vorgezeichnet hat, und den er selbst gegangen ist.»

Dann nahm Martin das Brot, brach es und teilte es aus: «So ist ER unter uns gegenwärtig, wenn wir in seinem Namen teilen.» Und er nahm die Tasse Tee: «So ist ER unter uns gegenwärtig, wenn wir in seinem Namen diesen harten und beschwerlichen Weg gehen. Ein langer Weg, doch er hat begonnen und er ist unaufhaltsam.»

Sie beteten ein Vaterunser und saßen eine Weile still.

«Warum tun sich die Menschen so schwer, wo doch alles so einfach wäre?» fragte Monika. «Es gibt Dinge, die zu einfach sind, um sie zu verstehen. Man muß sie leben», sagte Martin, nicht als Antwort eigentlich, sondern wie eine Vision.

Die Spaltung der Kirche in Unterdrücker und Unterdrückte — Gedanken zur Taufe

Ricardo tat sich oft schwer bei der Vorbereitung zur Taufe. Die Ehepaare des Viertels brachten ihre Kinder oft nur aus Tradition, mit wenig Interesse daran, was die Taufe eigentlich bedeutet. Ricardo war deswegen sehr bedrückt, denn er hatte den Eindruck, daß die Kirche den Armen dieses Viertels nichts zu sagen und zu bieten habe. Er selbst litt darunter, daß die Kirche in ihren offiziellen Verlautbarungen ihn nicht «interpretiere», wie er sagte.

Ricardo, der Schreiner, sucht mit seinen groben, von harter Arbeit geprägten und gezeichneten, bei näherem Hinsehen wie aufgerissenen Händen, nach einigen Blättern im Gestell, mit Fragen und Antworten zur Taufe.

«Siehst du», sagt er zu Martin, «das mit der Kirche der Armen, das gefällt mir, oder besser sollte ich sagen, da fühle ich mich zuhause, das ist 'unsere Kirche', da ist der Herr Jesus Christus mit uns. Doch oft habe ich Angst, es könnte zu einer Spaltung kommen.»

«Spaltung?» wendet Martin ein. «Die Kirche ist seit Jahrhunderten gespalten, in Unterdrücker und Unterdrückte, diese Kirche, welche eine vermeintliche, trügerische Einheit aufrechtzuerhalten meint, die schon lange nicht mehr existiert. Und es ist genau d i e s e Spaltung, die Jesus nicht will. Die Armen sind aufgerufen und verpflichtet, die Einheit, die ER wolte, von der ER sprach, kurz bevor ER starb, so eindrücklich und unüberhörbar, von Grund auf herzustellen. Wir wollen keine Kirchenspaltung. Wir sind die Kirche, die Kirche der Armen, die einzige wahre, wie wir im Credo beten. Wir spalten nicht, wir treten nicht aus. Das Traurige ist nur, daß wir oft wie gegen eine Wand reden, wenn wir an die Hierarchie denken.»

Der Papst leugnet die Tatsache der Ausbeutung

Dann zieht Ricardo aus seiner Tasche ein blaues Büchlein hervor: «Laborem exercens» von Johannes Paul II. «Schau, ich habe mir das gekauft, für zwanzig Pesos. Ich dachte, vielleicht stehe doch etwas darin für uns, die Arbeiter, diese große Zahl der arbeitenden und arbeitslosen Menschen auf dieser Erde. Wir, die Arbeiter, die mit unserer Hände Werk die Erde umgestalten, die Industrie aufbauen, Häuser hinstellen, Straßen durch die Länder ziehen. Wir, die Arbeiter, die nie eine wirkliche Genugtuung spüren können, da unser Lohn nicht reicht, für Haus, Wasser, Licht und Nahrung. Nicht einmal zu reden von den Unterbeschäftigten und Arbeitslosen. Wer sind wir denn, wie wohnen wir, ist das noch Leben? Für Hunde gibt es feine Kost in Büchsen, Aerzte, Spitäler, ja sogar Hotels. Wo sind wir denn hingekommen?»

Seine Stimme zittert, er ist erregt: «Und da dachte ich, der Papst, von dem so viele sagen, er sei ein guter Papst, würde hier einige Worte an uns richten, uns Mut machen, den Weg weisen, die Botschaft Jesu für uns Arbeiter klarer machen.»

Er lächelt bitter: «Wie dumm war ich, das von ihm zu erwarten.»

Er zeigt Martin das Büchlein, in dem er einige Sätze unterstrichen und am Rand einige Anmerkungen angebracht hat: «Ueber die Arbeit des Menschen». «Der Papst sagt, es bestehe kein Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit. Wo wir es tagtäglich doch immer grausamer

spüren, daß die Produktionsmittel und die Produktionskräfte auseinanderklaffen und uns der Boden entzogen wird, weil das einzige Bestreben des Unternehmers die Anhäufung von Kapital ist und nicht das Wohlergehen der Gemeinschaft, wie der Papst meint. Der Papst sagt auch, die Hauptsache sei, daß die Arbeit über dem Kapital stehe. Aber die Wirklichkeit sieht doch anders aus. Das ist doch keine Idee von uns und auch keine kommunistische Propaganda, sondern unser trauriger, düsterer, grauer Alltag.

Der Papst leugnet ganz einfach die Tatsache der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Er sagt, Privateigentum an Produktionsmitteln müsse sein, das zeige schon der heilige Thomas von Aquin (ich weiß nicht, wann der gelebt hat). Eine gewisse Abhängigkeit des Arbeiters vom Kapital, die entstehen könne, erklärt der Papst mit der Abhängigkeit des Menschen vom Schöpfer. Aber sag mir, Martin, bis jetzt glaubte ich immer, unsere Abhängigkeit vom Schöpfer beziehe sich auf Gott, unseren gütigen Vater, der uns die Welt geschenkt hat mit all ihrem Reichtum und ihrer Schönheit, die sie in sich birgt: Berge, Bäume, Pflanzen, Blumen, wohlriechende, süßduftende Blumen, Kräuter, Mais, Bohnen, Kaffee, Bananen und all die guten, gesunden Sachen; die Vögel des Himmels, die Fische im Meer, die Sonne am Tag, der Mond und die Sterne in der Nacht, die Wolken, der Regen. Dabei denken wir an Gott, den Vater; der uns alles schenkt, das Leben, die Liebe. Dieses Bild hatte ich immer von Gott. Von Kind auf habe ich es so mitbekommen. Und nun soll diese Abhängigkeit, dieses Vertrauen zum Schöpfer sich plötzlich in der Abhängigkeit von den Produktionsmitteln, vom Kapital, widerspiegeln? Und überhaupt, der Papst braucht hier ganz neue Ausdrücke, die man nie gehört hat, um die Sache noch komplizierter zu machen und in recht gewundenen Sätzen um die Sache herumzureden.

Was hat es doch die Arbeiterklasse gekostet, für den Acht-Stunden-Tag zu kämpfen? In Amerika hat es angefangen. Tote hat es sogar gegeben in der Auseinandersetzung mit der Polizei, welche im Dienste der Unternehmer die Arbeiter angriff. Und immer noch ist es notwendig, für genügend Freizeit zu kämpfen, das heißt dafür, Zeit zu haben für unsere Familie, unser Haus, zur Erholung und auch zum Gebet. Und da sagt der Papst, die Unternehmer sollten wenigstens den Sonntag frei geben. 'Wenigstens'. Ich verstehe das alles nicht mehr. Ist d a s die Kirche? Ist das wirklich die Kirche? Ist der Papst wirklich so? Ist das der 'Stellvertreter' Gottes auf Erden, der uns Gottes Wort nahebringen und verständlich erklären sollte?»

In Ricardos Augen liegt Zorn, doch er zwingt sich rasch ein wie entschuldigendes Lächeln auf.

Martin legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt mit ernster, schmerzlicher Stimme: «Hast du etwas anderes erwartet? Das ist die Kirche. Aber das ist nicht die ganze Kirche. Du selber sprachst doch vorhin von der Kirche der Armen. Sie ist unsere Kirche. Schau, es tut mir oft auch weh, so reden zu müssen.

In dieser Kirche wurden wir geboren, getauft, haben wir alle die Kommunion empfangen, wurden wir gefirmt. In dieser Kirche hast du deine Ehe mit Maria-Elsa geschlossen und deine Kinder Julio und Monika getauft. In dieser Kirche wurde ich zum Priester geweiht. Doch die Großen dieser Kirche haben sich mit den Mächtigen dieser Welt verbündet. Dennoch, Gott ist auf der Seite der Armen, er ist auf unserer Seite. Er kämpft mit uns. Wir sind in der Wahrheit. Und die Wahrheit wird uns frei machen.»

Im Obdachlosenlager:
«Beten wir für die Kirche, die uns ausschließt!»

Marisol hatte den Sack Bohnen gekauft, den sie für das Lager versprochen hatte. Mit einer Sammlung im Quartier war es möglich gewesen. Nun hatte sie einen Mann mit einem kleinen Handwagen gefunden, der ihr den Sack ins Lager transportierte. Als sie in das Sträßlein zum Lager einbogen, stutzte der Mann beim Anblick der Zelte, armselige Zelte aus Plastiktüchern, Kartons, und einiger Hütten, notdürftig aus Brettern zusammengenagelt. In der Mitte des Platzes die Fahne und ein schlichtes Holzkreuz.

«Ich habe in der Zeitung von der Errichtung dieses Lagers gelesen», beginnt der Mann schüchtern, «und wie die Polizei am ersten Morgen die Männer gefangennahm, wie sie Frauen und Kinder schlugen, die Zelte in Brand steckten und Kleider und Eßwaren raubten.»

Er machte eine Pause. «Meine Familie wohnt auch in einer unerträglichen Situation. In meinem Viertel hatte sich auch eine Gruppe gebildet, welche sich entschloß, gemeinsam und in organisierter Form ein Stück Erde unserer Heimat zurückzugewinnen, um darauf eine Hütte zu stellen. Unser Komitee wurde geführt von fähigen Leuten, welche Mut hatten und Bescheidenheit, gute Leute. Doch mir fehlte der Mut. Ich wagte nicht, an der Aktion teilzunehmen. Ich weiß, wie grausam die Repression ist. Einmal wurde ich verhaftet. Ich weiß zwar, daß man nicht resignieren darf. Aber oft mag ich nicht mehr.»

Marisol hatte ihm beeindruckt zugehört und fügte nur bei: «Das Beispiel anderer hilft uns oft, wieder neue Hoffnung zu schöpfen und neuen Mut zu fassen. Wenn das Lager hier dies erreicht, ist es schon viel, ist es für den Augenblick vielleicht schon genug. Denn von einer Lösung des Problems sind wir noch weit entfernt.»

Dann luden sie den Sack Bohnen ab und trugen ihn ins Lager, in die «Küche», einen Platz vor der Kapelle, wo die Frauen gerade daran waren, in einem großen Kessel über dem Feuer Wasser zu kochen.

«Der Bischof war da», sagte Carlos, ein Leiter des Lagers, zu Marisol. «Und, wie war es, was sagte er?» fragte Marisol hastig.

Carlos blickte sie müde an, übernächtigt sah er aus, nach dieser feuchten, kalten Winternacht. «Der Bischof sagte: 'Die Kirche steht auf der Seite der Armen, doch sie kämpft nicht mit den Armen. Das ist nicht ihre Aufgabe. Die Kirche hat ihre eigene Funktion, die nicht in Einklang steht mit dem Bestreben der Armen, einen Platz zurückzugewinnen, wo sie eine Hütte hinstellen können.' Und zu Martin hat er gesagt beim Hinausgehen: 'Du mußt dich nun endgültig entscheiden: entweder für die Kirche oder für das Volk.'»

Marisol und Carlos sahen sich an, zuckten nur mit den Schultern und gingen wortlos auseinander.

Der Mann, der Nachtwache hielt im Lager, sagte plötzlich mit seiner vor Kälte steifen und leisen Stimme: «Wenn ich das alles so betrachte, unser Leben, unser Leiden, unsern Kampf hier, den Kampf der Obdachlosen um eine menschenwürdige Wohnung, unser Ausgestoßensein, unsere Unsicherheit, unsere Heimatlosigkeit, wenn ich das alles so betrachte und darüber nachdenke, meine ich, es gleicht dem Weg des Volkes im Alten Testament durch die Wüste. Dem langen, harten Weg, von dem sie wußten, an dem sie dann plötzlich auch wieder zweifelten, ob er ins verheißene Land führt, ins Land, wo Milch und Honig fließen.»

Unterdessen hatte sich eine Gruppe in der nüchternen Holzkapelle neben dem Lager versammelt. Sie wollten zwei Tage fasten. Bei all ihrer Not und dem Hunger, den sie täglich spürten, wollten sie zwei Tage ganz auf Nahrung verzichten. Es sollte eine Solidaritätsgeste sein für die Freunde und Angehörigen, die verhaftet worden waren. Nur einige Kerzen brannten im Raum.

Ein Mädchen las das Gleichnis vom Senfkorn. Und darüber wurde gesprochen: Das Geheimnis alles Kleinen, das in sich die Möglichkeit hat, zu wachsen. Das Unscheinbarste, das in sich die Kraft hat, groß und bedeutend zu werden. Und so kam man auf die Gruppe der Obdachlosen zu sprechen. «Wir sind wenige, aber wir werden zehnmal, hundertmal mehr sein, Menschen von überall her, aus dieser großen Zahl der Verdammten dieser Erde. Wir werden die Ankunft der neuen Gesellschaft erwirken, erkämpfen und ankünden. Dann können wir ehrlich vom 'Reich Gottes' reden: Gerechtigkeit, Würde, Freiheit, Friede.»

Reich Gottes? Wer sagt das? Das ist doch der Kerngedanke des Gleichnisses selbst. Jesus spricht zu diesen Menschen. Und sie erkennen

ihn wieder und nehmen seinen Auftrag an. «Beten wir für unsere Brüder und Schwestern, unsere Kirche der Armen ...» beginnt eine Frau leise, aber entschlossen, «beten wir für die Kirche, die sich Kirche nennt, uns aber ausschließt und sogar verfolgt.» Dann stockt die Frau. Tränen hindern sie am Weitersprechen, alle wissen jedoch, was sie sagen möchte: Vor einigen Tagen hatte der Bischof einen Leiter des Lagers der Geheimpolizei ausgeliefert. Einige Verantwortliche aus den Armenvierteln waren zu einem Gespräch ins Büro des Bischofs gekommen. Plötzlich tauchten Polizisten auf, welche den Leiter des Lagers suchten. Der Bischof «verhandelte» mit ihnen und übergab den jungen Mann den Agenten, welche ihn schlugen und ins Auto zerrten.

Es war still im kleinen Kirchlein. Auf keinem Gesicht sah man Haß, nur tiefe Entschlossenheit und Vertrauen, die Kirche aufzubauen, die Jesus wollte, sein Reich, von dem er eben sprach in diesem Gleichnis.

Firmung für die Gerechtigkeit

Marisol blieb diese Nacht im Lager. Sie stand früh auf, denn die Kälte und die Feuchtigkeit ließen sie nicht schlafen, obwohl sie sehr müde war. Sie trank eine Tasse heiße Milch, welche die Frauen schon zubereitet hatten, und machte sich auf den Heimweg.

Als sie die Tür ihrer Behausung öffnete, erblickte sie Julio, der nervös, mit einer Zigarette in der Hand, auf und ab ging. Auf dem Tisch stand eine Tasse Kaffee. Was machte Julio zu dieser Stunde hier? Er sah sehr blaß aus, nicht ängstlich, aber doch sehr gespannt: «Du mußt uns helfen, Marisol.»

Es war nicht ein verzweifelter Aufschrei, sondern klang fast eher wie eine sanfte Bitte. «Wir hatten Pech heute morgen. Nachdem unsere Gruppe ein Auto mit Lebensmitteln aufgehalten hatte, um damit zur Verteilung in ein Armenviertel zu fahren, überraschte uns die Polizei. Sie begannen sofort zu schießen, wir erwiderten das Feuer — einer von uns blieb liegen, und wir mußten fliehen. Jeder suchte den Sicherheitsort auf, den wir vorher vereinbart hatten. Dennoch, meine Freundin, die auch dabei war, und ein Kollege können nicht da bleiben, wo sie jetzt sind. Für einige Tage müssen wir sie anderswo verstecken. Marisol, du weißt ... Hier ...» er zog die Pistole unter dem Sofakissen hervor und streckte sie ihr hin, «tu sie in einen Plastiksack und vergrab sie für einige Zeit im Garten. Bei mir darf man sie auf keinen Fall finden.»

«Aber Julio, ich wußte gar nicht ...»

«Ja, ich habe es dir nie gesagt, obwohl ich zu dir Vertrauen habe, aber so arbeiten wir. Und es ist besser so.»

Marisol ging in die Küche und wärmte sich auch einen Kaffee.

Dann legte sie noch einige Brote und Margarine auf den Tisch.

«Weißt du», begann Julio, «der Kampf muß an allen Fronten, auf allen Ebenen und in allen Formen aufgenommen werden. Unsere Bewegung hat das immer so verstanden. Wir müssen in den Fabriken kämpfen, das heißt, die Arbeiter versammeln, mit ihnen sprechen und die konkreten und richtigen Lösungen erarbeiten. Vor allem auf die Einheit der Arbeiterklasse hinarbeiten. Nur so hat sie die notwendige Kraft, die zum Erfolg führen kann.

Aber nicht nur in den Fabriken. Der Widerstand muß in allen Vierteln entstehen und wachsen, in Schulen auch und in Spitälern. Und bei den Obdachlosen. Du weißt selber gut genug, daß ihre Aktionen nur möglich sind, wenn eine gute und richtige Führung vorhanden ist. Nicht Befehlshaber, sondern bescheidene und ehrliche Menschen, welche die Probleme und Nöte der Armen erkennen und ihnen politischen Ausdruck verleihen können. Das ist der einzige Weg, der zum Ziel führt. Es nützt nichts, ihnen Almosen zu geben, oder gar nur billige Vertröstungen auf später: 'Die Zeit ist noch nicht reif, die Leute sind nicht vorbereitet' und wie alle diese dummen Phrasen lauten. Es sind Lügen. Die Zeit ist überreif. Sie arbeitet gegen uns. Und die Leute werden nie vorbereitet sein, wenn sie keine Gelegenheit haben, in konkreten Aktionen, die sie selbst unternehmen, zu lernen.

Aber auch das genügt nicht. Gemeinsam, das heißt zur gleichen Zeit, muß es bewaffnete Aktionen geben, welche die Schwäche des Systems noch mehr aufdecken, den Repressionsapparat des Staates anschlagen und den Massen die Ueberzeugung geben und das Vertrauen stärken, daß wir voranschreiten. Nicht nur wir, als bewaffnete Gruppe, sondern das Volk als ganzes. Nie handeln wir losgelöst von diesem Volk, auf eigene Faust, oder gegen das Interesse des Volkes. Und die Massen der Armen beginnen das zu verstehen. Sie sympathisieren mit uns, helfen uns, weil sie sehen, daß wir für sie arbeiten. Sie identifizieren sich mehr und mehr mit uns. Sie wissen, daß 'Gerechtigkeit' nicht nur ein Wort ist, eine diplomatische Floskel, sondern daß sie erkämpft werden muß, mit der Waffe in der Hand, eines Tages von ihnen allen.»

Marisol antwortete erfreut und ruhig: «Ich habe das schon lange gewußt und ich freue mich für dich. Ich bewundere dich, aber du weißt, nicht nur mit einem Gefühl der Bewunderung, das nichts wert ist. Sondern dein Beispiel, deine Ueberzeugung geben einem wieder von neuem Kraft. Schau, gerade heute soll ich mit einigen Jugendlichen über die Firmung sprechen. Selbstverständlich werde ich nichts von dir erzählen. Aber in meinem Inneren werden mir deine Worte helfen, wenn ich über das Pfingstereignis sprechen muß. Darüber, wie die Jünger Jesu ihre Angst überwanden, wie sie einander Mut machten, wie sie es wagten, die staatliche und kirchliche Autorität in Frage zu stellen und heraus-

zufordern. Und all das, weil sie von diesem Geist des Kampfes erfüllt wurden, ganz und gar durchglüht, angefeuert. Und sie verkündeten: 'Jesus lebt. Er ist nicht tot, wie ihr meint und uns einzureden versucht. Er ist da, mit dem Volk der Armen kämpfend unterwegs, von neuem leidend, sterbend, aber vor allem immer wieder von neuem auferstehend. Immer wieder ... Du, ich glaube, daß ich heute selbst wieder von neuem gefirmt worden bin.» Sie schaute Julio dankbar an und trank ihren Kaffee aus.

«Revolution ist eine Frage der Liebe»

Maria-Elsa war guten Mutes. Es ist das Geheimnis der Armen und Unterdrückten, inmitten ihres Elends immer wieder Grund zur Freude und zur Heiterkeit zu finden. Es ist eine reine Freude, eine lautere Freude. Freude, die zutiefst genährt wird aus der beglückenden Ueberzeugung, trotz der nur kleinen sichtbaren Fortschritte etwas für die Befreiung zu tun. Die Arbeit mit den Frauen des Viertels ging recht gut voran. Es war schon weit mehr aus der Gruppe geworden als der «Nähklub», der er zu Beginn war. Die Frauen sahen mehr und mehr ein, daß das Problem tiefer an der Wurzel liegt und nicht damit gelöst werden kann, daß sie in der Werkstatt eine kleine Hilfe bekommen, um die gröbste Not ihrer Familien zu lindern.

Die Sonne schien, und Maria-Elsa war daran, zusammen mit ihrer Tochter Monika hinter dem Haus die Wäsche zum Trocknen aufzuhängen.

«Komm nicht so spät nach Hause wie letztes Mal», ermahnte sie Monika, «du weißt, daß es nachts gefährlich ist in unseren Quartieren, da die Polizei und ihre Spitzel dauernd unterwegs sind.»

«Ich weiß, Mama, aber der Weg ist weit und ich muß oft einige Umwege machen, um allfällige Verfolger abzuschütteln. Doch die Arbeit in unserer Bewegung ist wichtig. Sie ist der Ausdruck dessen, was die Massen der Armen ausdrücken möchten. Aber ohne Führung gelingt es nicht. Und es sind die Massen selbst, die unter richtiger Führung die neue Gesellschaft aufbauen, den Sozialismus errichten werden, den wichtigsten Schritt zum Reiche Gottes, wie Martin immer betont. Darum arbeitet unsere Bewegung nicht isoliert. Sie ist mit der Masse der Armen verbunden, hört dauernd auf ihre Nöte, nimmt ihre Unruhen auf, ist feinfühlig für das, was sie oft selber nicht benennen können. Mit offenen Ohren, mit bereitem Herzen, mit Bescheidenheit und Mut zur Selbstkritik. Revolution ist eine Frage der Liebe. Das ist es: eine Frage der Liebe. Und nur wer wirklich liebt, der wird es gänzlich verstehen können. Und nur wer auf diese Art liebt, taugt in unserer Bewegung.

Wir brauchen keine Leute, die aus persönlichen Frustrationen oder Haßgefühlen sich in verschwörerischen Gedanken wohlfühlen. Wenn wir Gewalt anwenden als Antwort auf das gewalttätige System der Ungerechtigkeit, welches uns bedrückt, muß das aus Liebe geschehen, sonst führt es zu nichts. Wenn jemand wirklich gegen Gewalt ist, Gewalt zutiefst verabscheut, dann sind wir es, die Revolutionäre. Ein großes Wort. Oft scheue ich mich selbst, es auf die Lippen zu nehmen. Es ist etwas Großes, Edles, Heiliges sogar.

Wir erwarten von den Mitgliedern Disziplin, Aufrichtigkeit, Seelengröße. Wir erwarten es nicht nur, wir fordern es. Die Aufgaben sind schwierig, sie erfordern Charaktergröße. Nur so werden wir eines Tages auch im Sieg großzügig und gerecht sein können.

Ich meine, Jesus dachte oft an diese Dinge, wenn er von Feindesliebe sprach. Nur wenn wir sogar dieses, das schwerste Gebot erfüllen, können wir der Welt tatsächlich ein neues Gesicht geben. Die Feinde lieben heißt, sie daran hindern, böse zu sein. Sie hindern, weiterhin Ungerechtigkeit und Unterdrückung auszuüben. Ihnen damit helfen, selber echte Menschen zu werden und nicht Bestien zu bleiben.

Dabei denken wir nicht nur an unser eigenes Volk, sondern an alle unterdrückten und unfreien Völker dieser Erde. Es ist eine weltweite Aufgabe. In manchen Ländern hat es schon Gruppen, die mit den gleichen Methoden auf das gleiche Ziel hinarbeiten wie unsere Bewegung hier.»

Maria-Elsa hatte aufmerksam zugehört. Das alles war ihr ja nicht neu. Sie hatte diese Gedanken längst schon zur Leitlinie ihres Lebens gemacht. Und sie freute sich, das nun aus dem Mund ihrer Tochter zu hören. Sie war stolz, daß ihre Tochter diese Werte aufgenommen hatte und zum Inhalt ihres Lebens machte. Und das zu einer Zeit, wo viele Jugendliche gleichen Alters ihre Zeit damit verbringen, nordamerikanische Musik zu hören und Rauschgift zu nehmen. Viele waren schon dieser, von der Regierung bewußt geförderten Seuche erlegen.

Eucharistie für die Hungernden und Gefolterten

Heute ist Marisol mit der Vorbereitung der Messe an der Reihe. Sie gibt sich wie immer große Mühe und macht es gut. Das Thema lautet: «Gott, der Gott der Geschichte — mit uns auf dem Weg im Kampfe des Volkes — Reich Gottes».

Sie liest ihr Gedicht, das sie auf Weihnachten geschrieben hat:

Das Gesicht in der Nacht

Es ist Nacht. Man sieht nichts.
Man spürt nur Hauch, ganz nahe, Atem, Fieberatem.

Rauhe Hände tasten nach feuchtem Haar,
berühren Tränen auf den Wangen.
Es riecht nach Feuer, Ruß, Rauch.
Und man weiß, da ist ein Gesicht.
Indio, Mann, der aus den Bergen kommt (Silber, Zinn, Kupfer),
Bauer, Fischer, krankes Kind.
Und dies ist das Gesicht: unterernährt, ausgehöhlt.
Keine Zähne, schlechter Atem.
Ausgeliefert, gehetzt, gefangen, gefoltert,
arbeitslos, obdachlos, heimatlos.
Das Gesicht ist da. Und irgendwo, ich weiß nicht wie,
sucht es das Licht, den Morgen.
Lange, lange, lange Jahre. Immer müder, kranker, blasser.
Morgen? Vielleicht doch! Irgendwann. Heute?
Das Gesicht ist da. Man sieht es nicht.
Doch es vergessen kann man nicht. Es ist da. Immer.
Bis du es siehst. Das Gesicht in der Nacht. Weihnacht.
Ein Mann kommt vorbei. Ein Stück Brot? Eine Tasse Tee?
Nach ihm folgen zwei, fünf, zehn Männer, junge Männer.
Ein Stück Brot, eine Tasse Tee? — Ja, Bruder, für dich!
Schweigend ißt der Mann und trinkt.
Sein Gewehr legt er nicht ab dabei. Er hat es eilig.
Geschieht es? Heute? Morgen?
Das Gesicht ist da — in der Nacht.
Bis du es siehst.
Weihnacht.

Dann nimmt Maria-Elsa das Brot und spricht: «Dieses Brot bringen wir dar für die Hungernden, daß unser Kampf bald dahin führt, daß sie nicht mehr hungern müssen.»

Dann nimmt Marisol den Becher mit Wein und spricht: «Diesen Wein bringen wir dar für jene, die in dieser Nacht gefoltert werden; jene, die mitten im Kampf stehen; jene, die heute nacht für die gerechte Sache des Volkes sterben.»

Dann spricht Martin über das Brot die Worte: «Dieses Brot, gebrochen und geteilt, ist der Leib des Herrn, das Brot des neuen Lebens.»

Und über den Wein spricht er: «Dieser Wein, miteinander getrunken, ist das Blut unseres Herrn, das Zeichen seines Bundes mit unserem Volk, Zeichen seines neuen und ewigen Bundes mit uns in unserem Kampf.

Geheimnis des Glaubens. Geheimnis der Liebe.

Zutiefst — ein Geheimnis der Liebe.»

ringen, daß die Natur neu als Gottes Schöpfung respektiert werde. Es heißt, daß wir den Völkern, auf deren Kosten wir selber wohlhabend, wohllebend geworden sind, ganz neu zukommen lassen, was ihnen als Gliedern der einen Menschheitsfamilie Gottes gehört. So wird der Friede zu einer Aufgabe so weit und groß wie das Menschheitswerk Gottes selber. Gott allein kann sie zum Ziel führen.

Eine zweite Feststellung bezieht sich auf den Weg zu diesem umfassenden Weltfrieden Gottes. «Jésus-Christ est dans l'agonie jusqu' à la fin du monde» (Pascal). Wenn Jesu Kampf und Leiden mit dem Ostertag nicht aufhört, sondern in neuer Weise weitergeht, so können auch wir, wenn wir seinen Weg mitgehen, nicht verschont bleiben. Wir denken an die ungeheuren Opfer, welche die Kämpfer für Freiheit und Frieden in vielen Ländern bringen. An die Opfer, welche diejenigen unter uns auf sich nehmen, die sich dem Militärdienst verweigern. Das Wort «Opfer» soll uns nicht schrecken. Es meint den Verzicht auf die Ruhe des Bürgers, die Bereitschaft, den Preis zu zahlen, den die Nachfolge Christi so oder so fordert. Solches «Opfer» bringt mit dem Verlust auch einen neuen Gewinn, mit dem Schmerz auch eine neue Freude. Teilhabe am Kampf und Leiden Christi — «à l'agonie du Christ» — schließt Teilhabe an seiner Freude, seiner Auferstehungsgewißheit, seiner ewigen Zukunft mit ein. Wir bitten Gott darum, daß er uns frei mache, wie dem «Kaiser» so auch der modernen Konsumgesellschaft, die alles billig haben will, die blinde Gefolgschaft zu verweigern!

(Predigt im Basler Bittgottesdienst vom 11. Dezember 1981)

Christen und Gewalt

Zwei Stellungnahmen, zitiert im Hinblick auf den nächsten Beitrag

«Jede Revolution — ausgenommen im Fall der eindeutigen und lange dauernden Gewaltherrschaft, welche die Grundrechte der Person schwer verletzt und dem Gemeinwohl des Landes gefährlich schadet — zeugt neues Unrecht, bringt neue Störungen des Gleichgewichts mit sich, ruft neue Zerrüttung hervor» (Paul VI., Populorum progressio, Nr. 31).

«Wo (in der Dritten Welt) kleine Elitegruppen die Macht auf Kosten der Wohlfahrt der Mehrheit ausüben, sollte eine politische Veränderung mit dem Ziel einer gerechteren Ordnung von den Christen so schnell wie möglich tatkräftig gefördert und unterstützt werden. In den Fällen, in denen solche Veränderungen notwendig sind, kann die Anwendung revolutionärer Methoden durch die Christen — worunter der gewaltsame Sturz einer bestehenden politischen Ordnung verstanden wird — nicht a priori ausgeschlossen werden. Denn in derartigen Fällen kann es sich sehr wohl darum handeln, daß die Anwendung von Gewaltmaßnahmen der einzige Ausweg für diejenigen ist, die eine Fortdauer der ungeheuer großen Gewaltanwendung vermeiden wollen, die in der bestehenden Ordnung beschlossen liegt» (ÖRK [Hg.], Dokumente der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft, Stuttgart 1967, S. 196).